

Fahrt nach Shanghai

Ich fahre zum ersten Mal allein mit dem Taxi – qu fei ji chang versteht der Fahrer und später „qu Shanghai“. Es geht alles gut, auch die China Eastern Airline, deren Flüge mit „MU“ abgekürzt werden, lässt sich ermitteln. Man muss vielleicht 15 Minuten beim Einchecken warten und nochmals so lang bei der Gepäckdurchleuchtung, die bei Langnasen mit der recht eingehenden Passkontrolle verbunden ist. Im Flugzeug bin ich mitten in einer Gruppe von 15 Brasilianern, die sich unendlich lang unterhalten, wer wo sitzt und wie man insbesondere den Platz für ein außergewöhnlich dickes Gruppenmitglied auswählt. Er geht aber noch gerade in einen Sitz, nicht wie Kluncker, der immer zwei brauchte. Mein Nachbar gehört auch zur Gruppe und ist ein Arzt aus dem Staat Rio und redet gut spanisch. Die Gruppe war bei einem Ärztekongress in Tokio und hat eine Woche China angehängt. Wir unterhalten uns über alles Mögliche. Lula ist bei den Umfragen bei 56 %. In Bezug auf Shanghai spiele ich mich notgedrungen etwas als Experte auf, einkaufen könne man in der Nanjing-Lu (=Straße) und im Yu-Garden, beide seien aber viel von Touristen besucht. Was die Olympiade in Beijing angeht, so meint er fragend, ob die Chinesen wohl genügend Geld dafür hätten.

Am Flughafen in Shanghai werde ich von einer Studentin samt ihrem Freund abgeholt. Es hat zwar viele Taxis, aber nur einen Einsteigeplatz, so dass sich eine riesige Schlange gebildet hat. Man muss ca. 40 Minuten warten. Sie ist am CDHK, er an einer anderen Fakultät und redet auch nur englisch. Der Transrapid ist beiden kein Begriff, auch nicht ein „Zug, der bis zu 450 km fährt“ und den Flughafen mit der Stadt verbindet. Nicht jeder Chinese ist halt informiert. Der Transrapid wäre im Übrigen keine Ausweichmöglichkeit gewesen, da er von Pudong aus fährt, ich aber am anderen Stadtflughafen angekommen bin.

Im Hotel „Haitai“ muss man erst mal die Kreditkarte mit 1500 Yuan belasten lassen. Bei uns machen misstrauische Hotels da immer nur einen Abdruck. Aber was soll's. Das Zimmer im 9. Stock ist sehr schön, aber vieles falsch konstruiert, obwohl es einen neuen Eindruck macht. Das Wasser von der Dusche fließt direkt auf den Boden, doch ist der Höhenunterschied zwischen Platz unter der Dusche und restlichem Bad vielleicht 1 cm, so dass man immer eine Überschwemmung verursacht. Wenn man die Karte aus dem Schalter tut, steht man sofort im Dunkeln, obwohl es auch möglich wäre, das Licht erst nach 30 Sekunden ausgehen zu lassen. Auch ist die Fensterisolierung so, dass man morgens um 6 notwendigerweise an den Hupgeräuschen auf der unheimlich befahrenen Siping-Lu (wörtlich: Vier Flaschen, ist aber

ein Stadtname), an der das Hotel liegt, aufwacht. Aber ich fühle mich wohl und schlafe trotzdem so einigermassen bis $\frac{1}{2}$ 8. Der Frühstücksraum ist nur zur Hälfte benutzt, in der anderen Hälfte hat's die Stühle auf den Tischen. Man hat ausschließlich chinesisches Frühstück und eine Reihe von süßen Kuchenstückchen – letzteres wohl als Konzession an die Langnasen. Brot gibt's nicht, von Müsli ganz zu schweigen. Ich passe mich an, das chinesische Frühstück ist ungewohnt, aber gut, und zum Glück gibt's unbeschränkt Kaffee. Nach deutschen Maßstäben ist das Preis-Leistungs-Verhältnis unheimlich günstig, da das CDHK pro Nacht nur 25 € bezahlt. Da müsste man bei uns in der Jugendherberge oder unter der Treppe schlafen.

Ich bin am nächsten Tag um $\frac{1}{2}$ 9 in der Uni, um für die Vervielfältigung der Power-Point-Präsentationen zu sorgen. Das Thema wird erst jetzt festgelegt, da mir Gao erzählt, die Hörer hätten noch nie was vom BGB gehört. Da ist das Thema „BGB und soziale Marktwirtschaft“, das ich eigentlich vorbereitet hatte, viel zu kompliziert. Zum Glück habe ich auch die Folien vom Familienrecht auf dem USB-Stick dabei, man kann sie ausdrucken; der Kopierer ist allerdings in einem anderen Gebäude. Die Studenten gewöhnen sich ganz gut an mein Schwäbisch, ich habe das Gefühl, dass ich verstanden werde. Parallelen zu China lassen sich aus der Alltagserfahrung ziehen, wie die Leute heiraten weiß man, wer welchen Namen führt auch. Da und dort einige Diskussion, vorsichtig, aber mit vernünftigen Fragen und Argumenten.

Anschließend Mittagessen mit Raiser, Gao und zwei weiteren Chinesen. Raiser hat ersichtlich eine Menge Chinesen promoviert. Ist schon was, wenn man an der Humboldt-Uni (und nicht in der weniger geschätzten Bremer Provinz) ist. Nun soll nach dem „Kapitalgesellschaftsrecht“ auch seine „Rechtssoziologie“ ins Chinesische übersetzt werden; die Adenauer-Stiftung macht's möglich. Die Entscheidung finde ich sehr gut, die Unterscheidung von Recht und sozialer Norm und die ganze Tradition von Eugen Ehrlich, in der Raiser steht, ist hier ebenso unbekannt wie potentiell höchst nützlich.

Nachmittags ab 16 Uhr fahre ich in Begleitung von Frau Hong, einer älteren Studentin, die sehr gut deutsch spricht, im Taxi zum „Bund“. Sie denkt sehr differenziert, und ich werde viele meiner China-Fragen los. Wir gehen auf der kilometerlangen Promenade, viele Touristen, aber sie stören unsere Unterhaltung nicht. Ob es chinesische Märchen gibt? Ja, die Tiere würden dabei eine große Rolle spielen. Sie erzählt die Geschichte, wie die Tiere eine

Wurzel ausreißen wollten, die Katze kam, der Hund, selbst der Tiger wurde aktiv, aber die Wurzel blieb. Schließlich kam die Maus und – schwupp – war die Wurzel, die die andern natürlich gelockert hatten, draußen. Die Maus fühlt sich wie ein König, verhält sich auch so und fällt dann schrecklich auf die Nase, als es um die nächste Wurzel geht. Oft hilft eben nur gemeinsames Bemühen.

Ob eigentlich Verhandlungstechnik gelehrt werde? Ich erzähle von den Erfahrungen des Unternehmensberaters in Dalian, sie lacht und sagt, das sei immer so. Man werde so erzogen, dass das geschickte Umgehen mit anderen Leuten ganz oben auf die Skala der Erziehungsziele stehe. Sie erwähnt noch die 65 Strategien, die vor rund 2000 Jahren geschrieben worden seien; sie bezögen sich zwar auf den Krieg, aber man könne sie gut übertragen. Der Verfasser habe mal ein Pferderennen mit dem Kaiser gewonnen. Es gab drei Kategorien von Pferden; die beste, die mittlere und die untere Gruppe. Natürlich seien die Pferde des Kaisers besser gewesen. Der Stratege habe aber seine schlechtesten Pferde gegen die besten des Kaisers rennen lassen und dann natürlich verloren. Anschließend habe er seine besten gegen die zweite Kategorie des Kaisers ins Rennen geschickt und gewonnen. Seine zweitbesten sind gegen die drittklassigen des Kaisers gerannt und hätten auch gewonnen; so blieb er Gesamtsieger. Ein bisschen erinnert es an Sepp Herberger in Bern, der zunächst gegen die Ungarn das zweite Aufgebot auflaufen ließ und 9:3 verlor, um dann im Endspiel mit der eigentlichen Mannschaft zu kommen und das „Wunder von Bern“ zu vollbringen.

Wie gehen Chinesen miteinander um? Mein Eindruck, dass man einfühlsamer sei als Europäer untereinander, sei schon richtig, aber das gelte nur für die Familie und Freunde. Und natürlich wolle man auch, dass sich so ein Langnasenprofessor wohl fühle. Aber darüber hinaus bestehe eine „Ellenbogengesellschaft“; nicht mal im Straßenverkehr gebe man einen Meter preis. Später wird mir das von anderen bestätigt, aber immerhin findet man es nicht gut.

Gibt es psychische Probleme? Ja, sagt sie, sie hätte auch welche gehabt. Sie sei allen Menschen gegenüber ganz unfreundlich gewesen und habe kaum mehr mit ihnen geredet. Wohl ein Fall von leichter Depression. Niemand habe ihr helfen können. Aber da sei sie zu einer „family church“ gestoßen und die hätten sich richtig um sie gekümmert. Oft hätten sie ihr geholfen, ohne dass sie das überhaupt gemerkt habe. Näheres über die Kirche (evangelisch? katholisch?) sagt sie nicht, aber es scheint sich um eine christliche gehandelt zu

haben. Sie sei nicht offiziell anerkannt, deshalb „family church“. Eigentlich wäre das ja eine Aufgabe, wo die Parteimitglieder ihre gemeinnützige Arbeit einsetzen könnten.

Wir fahren auf einem Ausflugsschiff eine Stunde lang auf dem Huangpo, direkt vor der Skyline von Pudong. Für mich ist dies trotz allem ein Symbol des Fortschritts, viel schöner als Manhattan, mit viel Grün dazwischen und dem tollen Museum in den unteren Etagen des Fernsehturms – ein Stück Zukunft, mit dem mich positive Erfahrungen verbinden. Ich frage Yan, wie Frau Hong mit Vornamen heißt („Schwalbe“ – was gut passt, denn man hat auf den ersten Blick den Eindruck, man könne sie auch als wenig brutaler Mensch beinahe mit einem Atemzug umblasen), wie sie denn die Skyline von Pudong empfinde. Als Bedrohung, als Fortschritt, als Ergebnis der Arbeit vieler Chinesen oder als ein Stück erfolgreicher Regierungspolitik? Irgendwie sei es schon bedrohlich, meint sie, aber sie sei auch ein wenig stolz, wenn sie es einem Ausländer zeige. Regierungspolitik? Nein, so viel Geld hätte die Regierung nicht, das seien die ausländischen Investoren. Später in Beijing stelle ich Yu Fei, die aus einem „Wasserdorf“ nicht weit von Shanghai stammt, dieselbe Frage. Sie sagt, sie sei mal mit einer Freundin auf dem „Bund“ spazieren gegangen, und beide hätten nur ein Wort gesagt: „Materialismus“. Das kann man höchst unterschiedlich interpretieren, aber es war kritisch gemeint. Wir unterhielten uns lange über den Begriff „Vorverständnis“, als ich ihr erzähle, wie ich die Sache sehe.

Zurück nach Shanghai. Nach der Fahrt auf dem Schiff gehen wir in ein hübsches Restaurant, das Herr Gao empfohlen hat. Mitte Oktober sitzt man bei 28 Grad im Freien und hat einen phantastischen Blick auf den Huangpo und nach Pudong. Für die Heimfahrt finden wir kein Taxi und nehmen einen Bus. Er ist ganz ordentlich und nach einiger Zeit haben wir sogar einen Sitzplatz. Er hält direkt vor meinem Hotel.

Am Freitag Vormittag wieder drei Stunden Lehrveranstaltung, dann Mittagessen mit Dr. Popp von der NordLB, der meine Mail nicht erhalten hatte, aber gleichwohl Zeit frei machte. Er bestätigt, dass auch die chinesischen Privatunternehmen eine Selbstfinanzierungsquote von 80 % hätten. Bei der Gründung eines joint venture oder eines ausländischen Unternehmens wird außerdem eine hohe Eigenkapitalausstattung verlangt, im Grunde so viel, wie man für die Anlaufphase als Kosten hat. Dies hat für die Unternehmen den Nachteil, dass das Geld auch dann in China bleibt, wenn man es nicht mehr braucht. Gewinne kann man repatriieren, mit dem Kapital geht das grundsätzlich nicht. Dass die Chinesen damit eine sehr solide Grundlage

für ihr Wachstum haben, dass bei mehr Fremdfinanzierung Inflationsgefahr entstünde, will er nicht so recht einsehen. Schließlich kollidiert es ja auch mit dem Interesse der Bank. Über das Leben in China gibt es viele gemeinsame Einschätzungen, bis hin zur gesunden Nahrung. Das Durchschnittsalter von Männern und Frauen liegt in Shanghai bei 78 Jahren, die Frauen 79, die Männer 77, ein bemerkenswert geringer Unterschied. Im Betrieb herrscht das Leistungsprinzip. Weibliche Mitarbeiter lobt er besonders, da sie sich nachhaltig einsetzen und auch mitdenken, was bei Männern nicht in gleicher Weise der Fall sei. Bis zu 5 Monatsgehältern gibt es als Bonus, die Verträge haben in der Regel eine Laufzeit von drei Jahren. Dass man da nach dem neuen Gesetz bei der Nichtverlängerung eine Abfindung bezahlen müsse, findet er nicht gut, aber seinen wirklich gut gehenden (und auch gut geführten) Laden haut dies natürlich nicht um. Thema Bestechung: Höchstens mal kleine Gefälligkeiten wie eine Einladung zum Mittagessen, aber da Gao dabei ist, weiß ich nicht, ob er völlig ehrlich ist.

Es gibt gemeinsame Ausflüge, und da verliert er dann beim Badminton, was den Chinesen große Freude macht. Die Arbeitszeit ist nicht genau geregelt; man arbeitet eben, bis die Arbeit erledigt ist. Nächstes Jahr kann die Bank auch Darlehen in RMB erteilen; da wird das Geschäft noch mehr blühen. Sie hat vorwiegend chinesische Kunden, was der tiefere Grund ist, kriege ich nicht raus. Deutsche Banken seien halt besonders gut... Oft sei es schwierig, Probleme, die man hier habe, den Oberen in der Heimat verständlich zu machen. Drei deutsche Mitarbeiter hat er inzwischen, Tendenz nach oben. Es sei aber nicht leicht, geeignete Personen zu finden.

Abends bin ich mit Gao bei einer Hochzeit. Ein deutscher Anwalt heiratet eine Chinesin. Am Anfang ein wenig Musik, auch eine Moderatorin ist da, aber in der meisten Zeit isst man an schön gedeckten runden Tischen und unterhält sich. Der Bräutigam kommt aus dem Stuttgarter Ebelu, ich aus dem KG, da findet man sich wieder. Seine Mutter ist so alt wie ich und hat das Fest der chinesischen Sitte nach ausgerichtet. Die Braut ist zunächst in weiß, aber später trägt sie ein anderes Kleid, auch dies durchaus üblich. Es sind noch einige Deutsche da, da wie ich gleichfalls Anzug und Krawatte tragen. Die Chinesen kommen durchaus ohne Krawatte in Straßenkleidung, den 28 Grad Temperatur angemessen. Neben mir sitzt ein Anwalt aus der Kanzlei Hemmelrath, auch mit einer Chinesin verheiratet und des Chinesischen mächtig. Ich befrage ihn ein wenig über das Rechtswesen. Das Problem ist, dass bei der Genehmigung von joint ventures, aber auch bei anderen Fragen selbst innerhalb

Shanghais die verschiedenen Behörden unterschiedlich entscheiden. Man hat es gut wie nie mit Juristen zu tun, der Umgang mit dem Recht ist nicht immer rational nachvollziehbar. Auch gibt es die unterschiedlichsten Rechtsquellen, so dass oft unklar ist, ob eigentlich die lokale Ausführungsvorschrift den Richtlinien des Obersten Gerichts vorgeht. Bei den Gerichten herrscht großer Formalismus (dann muss man nicht in der Sache entscheiden), außerdem eine Tendenz, zugunsten der lokalen Unternehmen zu entscheiden. Die gtz, bei der er früher mal zwei Jahre war, bemüht sich um das Einüben von Subsumtion, um die Entscheidungen berechenbarer zu machen. Er stellt 230 € pro Stunde in Rechnung. Das ist im Grunde wenig, wenn man bedenkt, welche Qualifikation dahintersteht. In der gewohnten deutschen Umgebung, wo man nur eine Rechtsordnung und keine Fremdsprache kennen muss, rechnet dasselbe Büro mindestens 300 € ab. Das ist so etwas wie ein Abenteuer- und Idealismus-Abschlag. Die gtz zahlt ja auch viel schlechter als jedes deutsche Beratungsunternehmen. Andererseits muss man natürlich auch bedenken, dass die Kosten sehr viel geringer sind, so dass netto mehr als 50 % verbleiben. Kurz vor 12 soll's noch in eine Disco namens Barbarossa gehen. Herr Gao hat glücklicherweise ein Einsehen und wir fahren ins Hotel.

Am nächsten Tag Ausflug ins „Wasserdorf“ Xitang mit dem Ehepaar Heinelt aus Darmstadt, er ist Prof. für Politikwissenschaften. Er hat den Chinesen gerade erklärt (im Institut für Deutschland- und Europastudien an der Tongji), dass der Finanzausgleich auch bei uns nicht dazu führt, dass man die armen Provinzen wirklich entwickelt. Große Enttäuschung bei den chinesischen Zuhörern, denen das deutsche Vorbild abhandenkommt. Vielleicht hätte man das auch anders angehen können, denn unsere Wirtschaft wächst kaum, die chinesische aber sehr stark und da kann man viel eher umverteilen. Bayern war ja auch mal arm und bekam Mittel aus dem Finanzausgleich. Wir diskutieren aber nicht darüber. Er war mal ein „Staatsableiter“ in den siebziger Jahren, stieg dann aus und wurde ein „ordentlicher“ Politikwissenschaftler. Seine Frau unterrichtet Deutsch als Fremdsprache. Eines der drei Kinder studiert Jura in Heidelberg und will wechseln. Wir sprechen die juristischen Fakultäten durch. Auch mein Doppelwohnsitz spielt natürlich eine Rolle und bedarf der eingehenden Erklärung. Das China-Bild der beiden ist differenziert, ohne dass sie so viele Erfahrungen hätten, dass sich daraus was ableiten ließe. Einig sind wir uns über die Irrationalitäten der neuesten deutschen Reformen im Hochschulbereich. Da bekommt man bei der W-Besoldung kaum mehr als ein Studienrat und muss mit Leistung wie gutem Unterricht, abgeschlossenen Promotionen, aber auch Einwerbung von Drittmitteln eine Aufbesserung erreichen. Für Juristen mit Gutachten

und Beratungen sind das eigentlich peanuts, für alle andern aber natürlich eine wenig schöne Sache. Was bin ich froh, mich nicht in einem solchen System bewegen und behaupten zu müssen.

Abends Einladung bei Herrn Gao. Ich treffe Frau Wang wieder, die noch genau in Erinnerung hat, ich hätte letztes Jahr das Müsli zum Frühstück als „kulturelles Minimum“ bezeichnet; sie amüsiert sich köstlich, dass ich mich nun aufs chinesische Frühstück umstellen musste.

Meinen Text „Gespräche in Shanghai“ hat sie leider nicht bekommen, er ist im Januar in AiB erschienen. Ich hatte ihn per e-mail geschickt und verspreche, ihn von Beijing aus zu schicken. Wir unterhalten uns recht eingehend, ihr ist sogar noch die Frage in Erinnerung, ob ich mich denn auf dem Jin Mao Turm irgendwie unheimlich wie einstens auf dem World Trade Center gefühlt habe. Sie erzählt so nebenbei, dass sie zu den wenigen, nämlich 10 Personen ihres Jahrgangs gehört habe, die ohne Aufnahmeprüfung auf ihre Uni kamen (wie Yufei). Sie sei die einzige, die noch in China sei, alle anderen seien vorwiegend in den USA. Jetzt sei das aber anders. Yüfei bestätigt mir das später und meint, etwa 1995 habe sich die Situation geändert. Nunmehr blieben alle im Lande und bekämen gute Jobs.

Die Ebert-Stiftung hat Finanzprobleme, wenn man dieses Jahr überzieht, bekommt man nächstes Jahr weniger.

Ich lerne Katja Meyer kennen, freundlich, kooperativ und kompetent. Wir sind uns beinahe mal in Cordoba/Argentinien über den Weg gelaufen. Sie war auch in Quito, aber die Höhe bekam ihr nicht so recht, die Ergebnisse im Fitness-Studio waren schlechter. Deshalb ging sie nicht nach Bolivien (dort ist jetzt Willy Hahn), sondern nach Shanghai und kann schon ordentlich Chinesisch. Seit einem Jahr ist sie da. Ihr Mann ist Soziologe, ein netter Typ.

Ich lerne auch das Ehepaar Johannsen kennen. Er ist bei einer Logistik-Firma. Als ich immer nur positive Einschätzungen von China von mir gebe, erzählt er, wie er in ein Metallwerk gekommen sei. Dort habe man Eisenträger mit Farbe besprüht, wobei giftige Lacke verwendet wurden. Mundschutz: ein Tuch. Wer das mache, sei in fünf bis zehn Jahren tot. Yufei bestätigt mir am nächsten Abend, dass das durchaus sein könne. Es ist gar nicht schlecht, wenn man ein bisschen einseitig argumentiert; man erweckt dann Widerspruch und erfährt viel mehr als wenn man immer nur sagt: Es gibt Gutes und Schlechtes in China.

Gao ist über Weihnachten in Deutschland und kommt zu uns. Ich habe ihm ein wenig von unserer Familie erzählt. Ich glaube es klappt ganz gut.

Am nächsten Tag kommt ein Dozent von der Tongji, regelt die Abrechnung mit dem Hotel und sorgt dafür, dass mich das Taxi an den richtigen Flughafen fährt. Es hat mal wieder alles hervorragend geklappt.

Zweiter Besuch in Shanghai am letzten Wochenende des China-Aufenthalts. Katja Meyer hat noch etwas Geld für die Betreuung der chinesischen Altstipendiaten; für sie soll ein Vortrag mit anschließendem Essen veranstaltet werden. Ich soll über „Innovation und Arbeitsbeziehungen“ reden.

Freitag 15 Uhr schnelle Fahrt mit dem Taxi zum Pekinger Flughafen; trotz der Tageszeit kein Stau. Ich setze mich erst noch in ein Cafe, bevor ich bei der „Shanghai Airlines“ einchecken kann. Nur ein kleiner Imbiss im Flugzeug, obwohl ich seit dem Frühstück kaum mehr was gegessen habe; fast wie bei einem Inlandsflug der Lufthansa. In Shanghai werde ich vom Fahrer, Herrn Kong, und von Till Kötter abgeholt. Er macht zur Zeit ein Praktikum in Shanghai, kann ein paar Brocken Chinesisch und studiert Politikwissenschaften an der Sciences Pos in Paris, was eine der „Grandes Ecoles“ ist. Nicht nur junge Chinesen sind strebsam...Persönlich ein netter Typ, aufgeschlossen für alles, was in China läuft, aber erst seit gut 10 Tagen da.

Im Hotel die Frage, ob man denn den Handwerker holen solle, damit das Fenster geöffnet werden könne. Ich wundere mich; die meisten Gäste würden dies verlangen. Das Hotel hätte nur eine zentrale Klimaanlage und die sei häufig zu warm. Ich nehme das Angebot an; das Problem besteht aber eher darin, dass mein Zimmer zu kalt ist. Wenn man die Klimaanlage raufstellt, springt sie gleich wieder auf die ursprüngliche Position zurück. Die Luft im Zimmer ist wie bei nebligem November-Wetter in Deutschland. Das Fenster ist nicht von Nutzen. Ich sehe vom Bett aus noch ein Fußballspiel im Fernseher, dann lässt sich aber der Schalter nicht finden, mit dem man das Licht ausmacht. Für die eine Hälfte ist er als normaler Schalter neben der Türe, für die andere Hälfte ist er in die Uhr neben dem Bett eingebaut. Als Hotel-Tester hätte man in China ein reiches Arbeitsfeld.

Am nächsten Morgen kommen um 10 Uhr Herr Michels, der Mann von Katja Meyer, und Till Kötter und holen mich ab. Wir fahren zum neuen Wachsfigurenkabinett im Zentrum von Shanghai (Peoples Square). Es kostet stolze 10 € Eintritt pro Nase. Anders als bei Madame Tussaud in London spielen die Politiker keine große Rolle. Clinton ist in Überlebensgröße dar, auch Putin, aber kein Bush und insbesondere kein Chinese. Daneben Stars aus dem chinesischen Fernsehen, die wir alle drei nicht kennen, Prinzessin Diana, Ronaldo und Beckham aus der Fußballerwelt, Tiger Woods als Golfer, Bill Gates und irgendein Tycoon aus Hongkong für die Wirtschaft. Die Figuren wirken zum Teil so lebensecht, dass man zögert, bis man sich für „Wachs“ und gegen „Mensch“ entscheidet. Man kann sich mit ihnen fotografieren lassen oder selbst Photos schießen. Ganz nette Unterhaltung.

Die nächste Station ist sehr viel billiger. Es geht um das Haus, in dem 1921 der Gründungskongress der KP Chinas stattfand, und da kostet der Eintritt nur 3 Yuan. Zahlreiche Besucher, nicht wie 1982 in Leningrad, als ich mal der einzige Besucher im „Museum Revoluzii“ war. Die Gründung erfolgte durch eine kleine Gruppe von 14 Personen; das Haus gehörte einem von ihnen. Ein kleines Zimmer, wo sie zusammensaßen und wo man sich fragt, wie da alle Platz hatten. Nach ein paar Tagen hatte die Polizei von der Sache Wind bekommen; der Kongress wurde abgebrochen und auf einem „Vergnügungsdampfer“ auf einem in der Nähe gelegenen See fortgesetzt und zu Ende gebracht. 12 waren Delegierte der einzelnen Gruppen, die sich über China verstreut gebildet hatten. Dazu zwei Vertreter der Komintern, darunter ein Holländer; wahrscheinlich waren sie in einer Woche mit der Transsib (gab's die schon?) angereist. In der eigentlichen Ausstellung im Nachbarhaus ist die Versammlung mit Wachsfiguren nachgestellt. Der spätere Große Vorsitzende steht als einziger und hält so was wie eine Rede, während er weitblickend nach vorne schaut. An der Wand gegenüber zu jedem Mitglied ein Lebenslauf – für alle gleich lang, Mao wird in keiner Weise hervorgehoben. Die Lebenserwartung der Teilnehmer wurde durch die Mitgliedschaft ersichtlich nicht gefördert; viele kamen bei unterschiedlichen Gelegenheiten um. Auch ein (einziger) richtiger Verräter war dabei, der mit den Japanern kollaborierte, ein anderer, der später wegen Trotzkismus ausgeschlossen wurde, einer der austrat und wieder zurückkam usw. Viele kamen im Kampf gegen die Japaner oder in Auseinandersetzungen mit „warlords“ um. Keinerlei Glorifizierung. Es gibt ein Zimmer mit Andenken; man findet Anstecker mit Hammer und Sichel und anderen Symbolen; Ähnliches wurde 1960 in der SU gesammelt. Auf der Straße habe ich hier aber noch niemand damit gesehen. Ich finde eine Postkartenserie mit

Deng Xiao Ping, die ich mir wegen einer einzigen Karte kaufe: Deng vor der Skyline von Pudong. Das fasst unheimlich viel in einem Bild zusammen.

Zum Mittagessen kommt Katja Mayer dazu, ganz in der Nähe des Parteimuseums und im teuren Teil der Innenstadt. Es hat fast nur Langnasen im Lokal, die Speisen sind aber durchaus gute chinesische Küche. Allerdings könnte ich in den kleinen Restaurants neben der Bei Wai in Beijing für dasselbe Geld mindestens 40 Studenten verköstigen. Die Lebensverhältnisse sind halt noch etwas uneinheitlich...

Um 15 Uhr treffe ich mich im Hotel mit Herrn Zhou, dem ich meine Thesen zusammenfassend vortrage. Keine Verständigungsprobleme, er spricht ein hervorragendes Deutsch. Anwesend sind beim Vortrag etwa 40 frühere Stipendiaten der Ebert-Stiftung, die heute vorwiegend im Wissenschaftsbetrieb und in Unternehmen tätig sind. Sie kennen sich nicht alle und sollen sich ein wenig „vernetzen“. Wie werden sie als Chinesen auf die These reagieren, sichere und gute Arbeitsbedingungen würden Innovationen entscheidend begünstigen, sie seien viel wichtiger als die Milliarden, die man auch in China für die Förderung von Innovationen laut China Daily ausgeben will? Die konkret-pragmatische Herangehensweise (Existenzsicherheit insbes. durch Kündigungsschutz, Zeit für eigene Vorhaben, finanzielle Anreize und Erprobungsmittel, unabhängige Instanzen, die über die Nützlichkeit von Vorschlägen entscheiden) wird durchaus geteilt; niemand empfindet sie als zu konkretistisch. Im Prinzip allgemeine Zustimmung. Wie ich mir genau die unabhängige Instanz vorstelle? Es müssen Menschen sein, die sich im Betrieb und in der Technik auskennen, die aber mit den dortigen Interessen nicht mehr verbunden sind – etwa ältere Ingenieure, Chemiker, Betriebswirte, die schon Rentner sind oder die in Kürze die Altersgrenze erreichen. Die Überlegung, wer von der Hierarchie abhängig sei, entscheide nicht objektiv, findet nachhaltige Zustimmung, die Anpassung nach oben wird durchaus wahrgenommen. Warum nicht den Betriebsrat mit der fraglichen Funktion betrauen? Er besteht nicht aus Experten, außerdem würde er vielleicht manches Nützliche blockieren, weil dies langfristig zum Abbau von Arbeitsplätzen führt. Es wäre aber wünschenswert, ein Mitbestimmungsrecht über die Zusammensetzung der Expertengruppe vorzusehen, soweit man dieses nicht schon heute aus dem Gesetz ableiten kann.

Ein Diskussionsteilnehmer fragt, ob denn Innovation nicht aus dem Wettbewerb komme. Die volle Sicherheit schaffe – wie die Erfahrungen mit der Planwirtschaft zeigten – nur Lässigkeit

und Faulheit. Ich meine, kein Mensch wolle alle zu Lebenszeitbeamten machen. Neue Gedanken kämen aus den Menschen, nicht aus dem Wettbewerb. Dieser Sorge nur dafür, dass kluge Gedanken wirtschaftlich belohnt würden, wenn noch ein paar weitere Rahmenbedingungen stimmen. Ob die von mir entwickelten Grundsätze nicht ein bestimmtes wirtschaftliches Entwicklungsniveau voraussetzen würden? Darüber könne man reden, aber die Herstellung von Lkws laufe in China nicht anders als in Deutschland. Welche Rolle der Weiterbildung zukomme. Ich halte sie für kein Essential für Innovationen, wenn man nur an Lehrgänge und Seminare denkt. Ich erkläre den Unterschied von formeller und informeller Weiterbildung. Nach einer Befragung von Managern bilden sich diese kaum durch Kursbesuche oder Buchlektüre weiter; vielmehr fragen sie Leute, die mehr von der Sache verstehen als sie selbst. Ich lerne viel in den Seminaren, wo ich referiere und wo es eigentlich (nur) anders herum sein müsste. Qualifizierte Arbeit ist ein permanenter Lernprozess – bei den Weiterbildungsunternehmen schaffe ich mir damit keine Freunde, aber hier kann ich es sagen.

Bei der Unabhängigkeit hatte ich auch auf die Gruppe der Professoren verwiesen, die sich ja eigentlich von Staats wegen was Neues einfallen lassen sollen und die dafür bezahlt und mit vollständiger Unabhängigkeit versehen werden. Ein Teilnehmer, der ein völlig akzentfreies Deutsch spricht, moniert, ich hätte die Position des Professors idealisiert. Man müsse lange warten, bis man endlich Professor sei, und da müsse man vorwiegend andere Dinge erledigen als die freie Wissenschaft zu pflegen. Ich kann mich natürlich nicht zu den chinesischen Universitäten äußern, erfahre dann aber nachher im Gespräch Einiges: Nach der Dissertation braucht man rund 10 Jahre, bis man ordentlicher Professor wird. Auch dann ist man noch der Macht des Abteilungsleiters/Institutsdirektors oder des Dekans ausgesetzt. Wenn dieser einem 20 Wochenstunden aufdiktieren, müsse man sie halten. Wenn man „nein“ sage, würde das Gehalt so weit absinken, dass man in wirtschaftliche Schwierigkeiten komme. Auch müsse man sich an Projekten des Dekans usw. beteiligen, wenn dieser es wünsche. Entscheidend seien Drittmittel; dabei fällt auch für den einzelnen was ab (ist ja auch richtig). Ich frage, ob man nicht so vorgehen könne, dass man eben seine Pflichten erfülle, im übrigen aber Bücher und Aufsätze publiziere und Vorträge halte, was einen bekannt mache und dann Beratungsaufträge zur Folge habe. Das gebe es auch, das könne man schon, aber es komme nicht oft vor. Später erfahre ich dann, dass es im Grunde nicht geht: Wenn man in einer renommierten Zeitschrift was publizieren will, muss man an den Redakteur persönlich was bezahlen – so um die 2000 bis 3000 €. Bei Büchern ist dies verständlich und ja auch bei uns

so, aber bei Aufsätzen...Man kann selbst versuchen, eine Zeitschrift herauszugeben, dann kann man auf Gegenseitigkeit auch bei den andern veröffentlichen, aber dazu braucht man ein gewisses „Grundkapital“ und eine Menge persönliches Geschick. Wenn man nur in unbedeutenden Blättern veröffentlicht, wird man nicht bekannt und der Effekt nach außen tritt nicht ein. Wenn man dann noch daran denkt, dass eigene Thesen irgendwie als Anmaßung erscheinen, wird dieser Weg noch weniger gangbar. Da ist es dann besser, man macht bei irgendwelchen Projekten mit, die zu einem Bericht des Dekans führen, der irgendwo in einer Schublade verschwindet und der aber mit einer Menge Geld vergütet wird, von dem man auch etwas abbekommt. Die Unis sind im Bereich Jura und Sozialwissenschaften das Irrationalste, was man sich vorstellen kann. Intelligenz wird sinnlos vergeudet, fast wie wenn man immer das „Kapital“ herunterleiern würde, ohne es auf die Gegenwart anzuwenden. Ich würde da so etwas wie innere Emigration praktizieren oder was anderes machen. Ein Glück, dass China von Naturwissenschaftlern regiert wird. Der Frager in der Diskussion hat übrigens am gestrigen Freitag die Anfrage erhalten, ob er Leiter des Konfuzius-Zentrums in Hannover werden will, und soll sich bis Montag entscheiden. Wenn hier mal was entschieden ist, dann soll's auch schnell gehen. Er ist bisher Assistenzprofessor bei den Germanisten an der Tongji; vermutlich wird er gerne nach Hannover gehen.

Aufmerksamkeit findet auch das Thema „Verhalten deutscher Unternehmen in China“. Einer sagt, da bleibe von den zu Hause verkündeten schönen Grundsätzen nicht viel übrig. Die deutschen Geschäftsführer würden auch über mangelnde Loyalität der chinesischen Mitarbeiter klagen. Zum ersten Punkt bitte ich um konkrete Beispiele und gebe meine E-Mail-Anschrift; da könnte man durchaus was tun. Der zweite Punkt kollidiert mit allen Gesprächen, die ich im Flugzeug und andernorts mit Managern hatte. Es wurde gerade im Gegenteil die besondere Einsatzbereitschaft der chinesischen Mitarbeiter gerühmt. Ich werde bei den Erzählungen relativ konkret. Die Divergenz erklärt sich vielleicht damit, dass ein unterschiedlicher Loyalitätsbegriff verwendet wird. Die Geschäftsführer sehen die Illoyalität in erster Linie darin, dass Mitarbeiter kündigen oder einen Vertrag nicht verlängern, weil sie wo anders mehr verdienen. Im Alltag klappt die Zusammenarbeit eher besser als in Deutschland.

Beim anschließenden geselligen Beisammensein erzählt mir ein Teilnehmer, dass er Geschäftsführer bei einem Schweizer Unternehmen ist. Er kümmert sich im Rahmen der „Direktorenvereinigung“ insbesondere um „venture capital“ und will wissen, warum dieses in

Deutschland eine viel geringere Bedeutung als in den USA habe. Ich verweise darauf, dass man sich das breitere Publikum so ab 1998 an Fonds beteiligen konnte, innovative Neugründungen betrieben oder gefördert haben. Die meisten dieser Unternehmen seien im Internet angesiedelt gewesen und dann Ende 2000 oder später den Bach runtergegangen. Das habe weitere Initiativen weitgehend blockiert. Erst jetzt beginne man wieder, sich ein bisschen mehr darum zu kümmern. Man dürfe sich doch aber nicht auf eine Branche verlassen, warf er ein, Streuung des Risikos sei doch eine elementare Anforderung. Ich bin ein wenig in meinem Element und erzähle von den Erfahrungen der Bremer Landesbank mit Reedern, die nur Schiffe, und Landwirten, die nur Grundstücke kaufen. Auch sei es natürlich so, dass man es nicht in der Hand habe, andere Projekte zu wählen, wenn sich alle aufs Internet stürzen. Für China wäre dieser Bereich auch von großem Interesse, kann ich mir gut vorstellen. Da sollte man halt mal fürs erste 10 Mio. locker machen können.

Anschließend noch zusammen mit Katja Meyer und ihrem Mann sowie einem deutschen Experten bei „Sascha´s“ im Franzosenviertel. Laut, aber man kann sich noch unterhalten. Der Experte ist Spezialist für Entwicklungshilfe und untersucht die Beziehungen zwischen China und Afrika. Da sei eine wichtige Entwicklung im Gange. China wolle nicht nur die afrikanischen Rohstoffe. Als Gegenleistung werde die Infrastruktur der afrikanischen Länder von chinesischen Unternehmen ausgebaut. Dies sei für beide Seiten höchst sinnvoll. Und ein weiterer Effekt tritt ein: Die chinesischen Unternehmen würden auf diese Weise so groß, dass sie mit den Amis mithalten oder gar diese übertrumpfen könnten. Dank des Angola-Öls sei dann eine chinesische Firma z.B. plötzlich so wichtig wie Exxon (Angola ist schon heute als Öllieferant für China wichtiger als Saudi-Arabien). Das leuchtet mir ein. Irgendwie ist das wirtschaftliche und außenpolitische Verhalten der Chinesen höchst rational. Ich erzähle von den Verhältnissen an den Unis; ob er eine Erklärung hätte, wie so viel Rationalität neben so viel Irrationalität in einer Gesellschaft existieren könne. Er hatte auch keine.

Wie es der Zufall wollte, kamen wir auf ein weiteres irrationales Feld. Er war in einem EU-Projekt involviert. Dessen Gelder waren auf chinesische Privatkonten geleitet worden, wovon er der EU Mitteilung machen wollte. Irgendwie wollte er's den Chinesen mal zeigen. Die Meyers und ich waren einigermaßen bestürzt. Ich erzählte von Kirgistan-Erfahrungen. Ich würde mich heute an dem Grundsatz orientieren, dass ich mich natürlich nicht an irgendwelchen krummen Dingen beteilige. Es sei aber Sache der Vertreter des Gastlandes, was sie mit ihrem Geld machen, da stecke ich meine Nase nicht rein. Auch hätte ich bei einer

richtigen „Anzeige“ Angst um meine persönliche Sicherheit. Da könnte schon mal was passieren. Ein bisschen steckte er zurück, man kann ihn doch nicht in sein Unglück rennen lassen.

Erst gegen 1 Uhr war ich im Hotel; spät für chinesische Verhältnisse. Die Heizung hat etwas besser funktioniert; ich hatte nicht mehr so ganz das Gefühl, im November-Nebel zu sitzen. Am nächsten Morgen werde ich im Hotel abgeholt und zum Flughafen gebracht, Unproblematischer Flug nach Beijing. Der Taxifahrer wusste nicht, wo die Bei Wai ist, ich musste „Xisanjuan“ sagen, während ihn das anschließende „beilu“ nicht mehr interessierte. Die Strecke ist mir so langsam bekannt.